

Zwei Lebenswelten – eine Schreibtherapie  
*Die Einstellung zum Geld*  
*in Karl Mays »Weihnacht!«*  
*und Franziska zu Reventlows »Der Geldkomplex«*

1

Geld beruhigt, daran besteht kein Zweifel, und daher träumen die meisten Menschen von einem unverhofften Reichtum. Und wie das Leben, hat es denn einmal Lust dazu, so spielt, knackt der eine eines Tages den Lotto-Jackpot, der andere sprengt eine Spielbank, der dritte stößt sein Aktienpaket im rechten Augenblick gewinnbringend ab, der vierte lässt sich nach einem Wirtschaftsdeal, der Arbeitskräfte ›freisetzt‹, mal so eben ein paar Millionen zuschustern, von denen er mit dem Segen der Justiz neun Zehntel behalten darf. Das alles gibt's natürlich auch im fiktiven Leben, wie auch die rechtmäßige oder betrügerische Erbschaft, die einen entweder ein sorgenfreies Leben führen oder aber im Gefängnis landen lässt, wobei Ersteres in der Regel in trivialer Konformliteratur, Letzteres dagegen meist in Kriminalromanen vorkommt. Da hält es die höhere Literatur schon mit einer etwas differenzierteren Gestaltung der Motive ›Geld‹ und ›Erbschaft‹, und zwei Romane sollen hier unter diesem Aspekt einer kurzen Betrachtung unterzogen werden, Karl Mays Abenteuerroman »Weihnacht!«<sup>1</sup> aus dem Jahre 1897 und Franziska zu Reventlows Briefroman ›Der Geldkomplex<sup>2</sup> von 1916 mit der freundlichen Widmung »Meinen Gläubigern zugeeignet«.

Karl May (1842–1912) und Franziska (eigentlich Fanny) Gräfin zu Reventlow (1871–1918) entstammten zwei ganz verschiedenen Gesellschaftsschichten; May wurde als Sohn eines armen Webergesellen in tiefstes ökonomisches und kulturelles Elend hinein geboren, Reventlow genoss als Tochter eines Königlich Preußischen Landrates materielle Sicherheit in einem geistig anregenden Umfeld; ihre Eltern waren z. B. mit Theodor Storm eng befreundet. Mays und Reventlows Lebensläufe konnten nicht unterschiedlicher programmiert sein. Trotzdem gerieten beide mit den gesellschaftlichen Normen und An-

sprüchen in Konflikt: May wurde aufgrund seiner charakterlichen Disposition, der materiellen Not, in der er aufwuchs, und der verständnislosen Umwelt mehrfach straffällig, Reventlow hingegen, aufgrund ihrer eigenwilligen Lebensplanung von der erzkonservativen Familie verstoßen, tauchte zeitweilig in die Welt der Schwabinger Boheme ein, weil sie glaubte, hier ihre Unabhängigkeit, zu der vor allem die bedingungslose sexuelle Selbstbestimmung gehörte, zu erreichen. Beide kämpften um die Akzeptanz ihrer Eigenheiten durch die Gesellschaft und erkannten »die therapeutische Wirkung kreativen Schreibens«.<sup>3</sup>

Beide Autoren griffen also zur Feder. May tat dies bekanntlich zielstrebig und im Bewusstsein seiner erzählerischen Begabung, Reventlow dagegen eher widerstrebend; sie fühlte sich mehr zum Malen als zum Schreiben prädestiniert. So schrieb sie in einem Brief vom August 1912 an Rolf von Hoerschelmann: »Jetzt schreibe ich ein zweites Buch – aber ich täte viel lieber schwarze und weiße Kleckse machen. Das Schreiben ist ein unangenehmes Handwerk und ich möchte es sehr gerne mit einem anderen vertauschen (...).«<sup>4</sup>

Auch die Ziele ihrer literarischen Produktion waren verschieden: Karl May wollte sich als geachtetes Mitglied der Gesellschaft etablieren, indem er einerseits seine kriminelle Vergangenheit zu vertuschen suchte und andererseits sich in literarischer Gestaltung ein besseres ›Ich‹ erschuf, das er später, zur Zeit der so genannten Old-Shatterhand-Legende, sogar seinem realen Leben überstülpte. Franziska zu Reventlow dagegen verstand ihre Romane gerade durch die öffentliche Darstellung ihrer unangepassten Lebensweise als literarischen Gegenentwurf zu den um 1900 herrschenden gesellschaftlichen Zwängen und Vorurteilen, die die völlige Selbstbestimmung einer Frau verhindern wollten. Es mag kurios klingen, aber wenigstens eine Zeitlang brachten beide, May und Reventlow, ihre literarischen Entwürfe mit ihrem wirklichen Leben zur Deckung, allerdings wiederum in unterschiedlicher Weise und mit unterschiedlichem Erfolg: Während May seine erträumte Phantasiewelt als Realität ausgab und beide Existenzweisen zeitweilig selbst miteinander verwechselte, suchte Reventlow ihren realen Lebensentwurf gegen alle Widerstände durchzusetzen, bis hin zur uneidlichen Falschaussage vor einem Gericht, das ihr für den unehelichen Sohn einen ihr nicht genehmen Vormund bestellen wollte. Es gelang ihr, den Sohn nach ihren eigenen Vorstellungen zu erziehen und so mit sexueller Freizügigkeit auch eine ›freie‹ Mutterschaft zu verbinden.

Während May in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts, nicht zuletzt durch die Veröffentlichung seiner Romane in Buchform beim

Verlag Fehsenfeld in Freiburg, zu einem vergleichsweise wohlhabenden Mann wurde, hatte Reventlow zeitlebens mit Geldschwierigkeiten zu kämpfen. In ihren Tagebüchern und Briefen spielen diese, neben häufigen Krankheiten, eine dominierende Rolle; so schrieb sie z. B. in dem oben erwähnten Brief an Hoerschelmann im Zusammenhang mit ihrem Roman ›Von Paul zu Pedro: «Ob das Buch ›geht«, habe ich einstweilen keine Ahnung (...). Bisher war der einzige handgreifliche Erfolg, daß die Honorare bei Langen im voraus gepfändet sind.»<sup>5</sup> Oder sie notierte im Tagebuch unter dem 28. Februar 1907 lakonisch: »Nicht genug Geld und kein Arzt.«<sup>6</sup> Selten nur konnte sie so zufrieden feststellen wie an Weihnachten 1908 – ich zitiere den ganzen Eintrag, weil er so schön zu meinem Thema passt –

Unerwarteter Geldregen nach langer Dürre, uns daraufhin einen schönen Weihnachten gemacht. Am Abend vorher eine Gans geschleppt, die uns fast erdrückte.

Weihnachtsabend. – Nachmittags zu den alten Maurers gefahren mit Bäumchen. Bubi trug es ins Zimmer hinein, und der Alte saß ganz versteinert, meinte, es wäre das Christkind selbst. Dann unsere eigne Feier mit großer Seligkeit. Den ganzen Abend gespielt und sehr glücklich gewesen.<sup>7</sup>

Doch die Übersetzungstätigkeit, der sie weiterhin nachgehen musste, um wenigstens etwas Geld zu verdienen, empfand sie als große Belastung. Im April 1908 klagte sie: »Übersetzung unter Ach und Weh fertig. Ist das greulich! Könnte ich leben, ohne zu arbeiten, ich wäre das glücklichste Wesen unter der Sonne.«<sup>8</sup> Und im Juli gingen die Geldsorgen weiter: »Inzwischen Gelder gekommen. Schulden gezahlt, jetzt ist bald wieder nichts mehr da.«<sup>9</sup>

In dem Kurzroman ›Der Geldkomplex‹ setzte sich Reventlow in satirischer Form mit ihren pekuniären Problemen auseinander. Auch in Mays Werk tritt das Motiv des Geldes bzw. Goldes durchgehend hervor;<sup>10</sup> eine hervorragende Rolle spielt es in »›Weihnacht!‹«, sowohl in der das erste Kapitel bildenden Jugendgeschichte als auch in den später in Amerika spielenden Episoden. Ein Vergleich beider Werke soll einige aufschlussreiche Parallelen und Unterschiede herausarbeiten.

2

In »›Weihnacht!‹« erlebt das Motiv der reichen Erbschaft eine spektakuläre Einführung. Carpio, der Jugendfreund des Ich-Erzählers,

lässt in geeigneten Augenblicken *drei einzelne Blitze hervorschießen ...: Erster Blitz – – El Dorado! Zweiter Blitz – – Millionär! Dritter und hellster Blitz – – Universalerbe!* (S. 46f.) Sie sind Ausdruck der Hoffnung eines Menschen, der unter den Anforderungen des normalen Lebens leidet, durch einen Glücksfall seiner armseligen Existenz zu entkommen. Doch entpuppt sich der ›Verwandte‹ in Amerika als skrupelloser Geizhals, der seinen Neffen nur dazu benutzen will, einen Goldfund zu bergen, um ihn dann umkommen zu lassen. Aus Carpio, dem *Universalerbe(n)*, wird ein hilfloser Mensch, der im Wilden Westen ohne das Eingreifen Old Shatterhands jämmerlich zugrunde ginge. Am Ende des Romans stirbt er, nachdem er einen kleinen Teil des Goldes erhalten hat, das er seinen Verwandten in der Heimat zukommen lassen will.

Auch andere Figuren des Romans glauben, materieller Reichtum garantiere ihnen eine zufriedenstellende Lebensführung. Allerdings erhoffen sie von einem großen Goldfund nicht nur für sich die Erfüllung aller Wünsche; Reiter beispielsweise will auch seinen alten Vater finanziell unterstützen. Aber über das alte Schatzfund-Motiv hinaus scheint es für sie keine nennenswerten Alternativen zu geben, um mehr zu erwerben, als zu einem normalen Auskommen nötig ist. Der Ich-Erzähler jedoch sieht dies ganz anders: Von ihm bzw. dem erlebenden Ich wird plötzlicher Reichtum durch einen Goldfund, wie in vielen anderen Texten Mays auch, regelrecht als »*deadly dust*« verteuftelt; Gold kann nur als »*wohlerwogenes und gern gespendetes Geschenk*« segensreich wirken. Folgerichtig propagiert das Ich »*geordnete Arbeit*« als alleinige Einkommensquelle (S. 551) und empfiehlt auch dem »*blutarme(n) Teufel*« Rost, sich bei aller Sehnsucht nach einem Goldschatz zu bescheiden (S. 538f.). Dieser Einstellung entspricht seine Ausdrucksweise, wenn es vom »*sauer verdienten Arbeitslohn*« eines »*armen Schriftsteller(s)*« (S. 158) oder vom »*sauer verdienten Thaler*« (S. 9) redet.

In der Jugendgeschichte vermag es der Erzähler noch, die finanziellen Sorgen und die sich daraus ergebenden Kursmanipulationen auf der winterlichen Wanderung mit Selbstironie darzustellen, genauso wie er seinen musikalischen und literarischen Produkten gegenüber durchaus selbstkritisch ist. Hier verrät sich der große zeitliche und daraus resultierende mentale Abstand der erzählenden von der erlebenden Figur. Weitere Motive, die die in Amerika und im Orient spielenden Abenteuerromane Mays beherrschen, werden in der Jugendgeschichte spielerisch, wie es der Phantasie des Kindes bzw. Jugendlichen gemäß ist, variiert: die Reise in andere Länder, die gast-

freundliche Aufnahme, die Unterstützung Hilfsbedürftiger, das Schmuggeln von Waren, die vorgetäuschte Bildung (in den lateinischen Sentenzen Franzls) usw. Selbstverständlich ist auch das komische Typenarsenal der Reiseromane in Auswahl vertreten: der dicke Wirt und seine resolute, aber gutmütige Frau, sowie als Vertreter der Staatsgewalt ein Gendarm, der hier einmal, in der Umkehrung zum sonst bei May üblichen Bild, als freundlicher Helfer auftritt.

Die Beziehung Sapphos zu Carpio ähnelt zwar in der herablassend-gutmütigen Behandlung des in allen Belangen defizitären Begleiters der späteren Beziehung Old Shatterhands bzw. Kara Ben Nemsis zu seinen Reisegefährten, aber es fehlt weitgehend die auf den Leser oft unangenehm wirkende arrogante Hervorhebung der Überlegenheit des Ich und die demütigende Zurechtweisung der anderen. Die pädagogisch-didaktische Attitüde Sapphos wird durch die häufig selbstironische szenische Darstellung entschieden gemildert und kommt nur in den Erzählerberichten zum Vorschein. Ein Beispiel möge genügen: Die Kritik an dem Freund wegen dessen Besorgnis, sie könnten dem Wirt missfallen, gerät zwar zur veritablen Predigt, wird aber durch die gewollt gestelzte Diktion gemildert. Carpio reagiert halb bewundernd, halb belustigt: »... *du sprichst ja wie ein Buch, und noch dazu gar wie ein gedrucktes!*« (S. 30) Erst der anschließende Erzählerbericht über einige fatale Eigenschaften des Freundes klingt wieder reichlich governantenhaft und gleicht dem Überlegenheitsgestus des erwachsenen Ich.

Auch die Manipulationen mit den verschiedenen Geldsorten auf der *so genannten(n) Kursreise* (S. 21) werden in leichtem Ton und mit einer erfreulichen Portion Humor geschildert:

*Auf diese Weise kam man im Zickzack zwischen Sachsen und Böhmen herüber und hinüber immer vorwärts, hatte geistige und geschäftliche Anregung in Menge, triumphtierte über alle Kurse der Erde und fühlte eine wahre Protzenseligkeit, weil man alle Tage von früh bis zum Abende mit Geld nur so um sich warf, was man dann nach den Ferien leider nicht mehr konnte. Wir haben da köstliche Zeiten verlebt ... (S. 22f.)*

Das klingt überzeugender als alle Beteuerungen des späteren ›Weltreisenden‹ über seine interkontinentalen Erfahrungen.

Aber diese humorvolle Sicht bezieht sich eben nur auf das Verhalten der Jugendlichen; dem erwachsenen Ich dagegen gebricht es völlig an Selbstkritik und -ironie, sowohl was seine Einstellung zum Thema ›Geld und Gold‹ als auch was seine Selbsteinschätzung angeht. So

setzt der Erzähler z. B. sein Gedicht, von dem er zunächst selbst gesagt hat, er habe es *in noch ganz unreifem Alter ... verbrochen* (S. 3), im Amerika-Teil in bitterem Ernst als allseits gefeiertes Leitmotiv zur seelischen Erbauung ein; sogar der gewissenlose Bandit Sheppard hat es auswendig gelernt! Doch wird diese Haltung schon in der Jugendgeschichte, als die drei Flüchtlinge bei Franzl auftauchen, angedeutet. Nicht nur das Denken und das Handeln des jugendlichen Ich wandeln sich: *Welchen Eindruck machte die jetzige Situation gegen die kindische Heiterkeit, welche vorher hier geherrscht hatte! ... Ich schämte mich!* (S. 49); auch die Erzählweise wird eine andere: Die überlegene ›Lebensklugheit‹ des erwachsenen Erzählers überlagert zunehmend die Perspektive des Jugendlichen: *»Es freut mich, daß du die Lehre, welche du erhalten hast, beherzigen willst«*, sagt er herablassend zu Carpio (S. 73). Daran ändert auch die forciert komische, die Albernheiten der frühen Humoresken und Dessauergeschichten nachahmende Episode mit Würsten und Quarkkuchen nichts. Auch auf der Erzählebene wirkt der Rat des alten Kantors, das Leben ernst zu nehmen (vgl. S. 16), weiter fort; die Geld/Gold-Thematik wird im weiteren Verlauf der Geschichte weitgehend humorlos behandelt.

Unter dem in dieser Hinsicht eher unseligen Einfluss Winnetous – kaum hat Old Shatterhand die nun wirklich naheliegende Frage gestellt, ob viel Gold im Finding-hole sei, schaut ihn der Indianer mit einem so durchbohrenden Blick an, dass das Ich sogleich zu einer Predigt über den *»deadly dust«* ansetzt (S. 550f.) – hat das erzählende Ich vielleicht nicht gerade einen Armuts-Komplex entwickelt, aber doch eine gewisse Besessenheit, jeden Wunsch nach Reichtum zu verdrängen. Den Autor May allerdings schreckte später – verständlicherweise – eher das Gegenteil, eine Verminderung seiner Einkünfte. So schrieb er z. B. am 12. 3. 1892 an Fehsenfeld, der den Preis der Lieferungshefte von 50 auf 30 Pfennig herabsetzen musste: *Ja, es ist schauderhaft, das mit den 30 Pfennigen pro Heft! ... vielleicht können Sie Etwas, wenn auch nur wenig, am Papiere sparen ...*<sup>11</sup> Andere Figuren des Romans aber haben offenbar einen regelrechten Geldkomplex, der sie unfähig macht, vernünftig zu denken und vor allem moralisch gut zu handeln. Nicht nur der Geizhals Lachner und die drei Banditen – auch Welley und Hiller würden Verbrechen begehen, um das Gold aus dem Finding-hole in die Hand zu bekommen und für sich zu verwenden. Dagegen möchte Reiter seinen alten Vater versorgen, und Rost begnügt sich auf das Zureden Old Shatterhands hin damit, *»von einem ganz kleinen Bißchen«* Gold zu träumen: *»Dann hätte ich mich doch wenigstens einmal im Schlaf gefreut!«* (S. 539)

Für die May-Leser, die den Roman ›Der Geldkomplex‹ von Franziska zu Reventlow nicht kennen, soll zunächst der Inhalt skizziert werden. Die anonyme Schreiberin der Briefe, in denen sie ihre Erlebnisse einer Freundin mitteilt, ist wegen ständiger finanzieller Schwierigkeiten auf der Flucht vor ihren Gläubigern. Sie hat einen ihr völlig fremden Mann aufgegebelt, der eine Erbschaft nur antreten darf, wenn er verheiratet ist. Beide haben pro forma einen Ehe-Kontrakt geschlossen; stirbt »der alte Erbherr« (S. 120), über den die Schreiberin genauso wenig weiß wie Carpio über seinen Verwandten in Amerika, soll seine Hinterlassenschaft zwischen ihnen geteilt werden. Da sich ihre Gedanken nun ausschließlich um Geld drehen, diagnostiziert ein »Freudianer« bei ihr »enthusiastisch« einen »schweren Geldkomplex« (S. 118) und rät ihr, sich in ein Sanatorium zu begeben. Der psychoanalytischen Behandlung stimmt sie aber erst zu, als sie die Nachricht von einer schweren Erkrankung ihres formellen Schwiegervaters erhält, die auf das baldige Eintreten des Erbfalls hoffen lässt; sie glaubt nämlich, auch mit »positiven Kapitalmöglichkeiten« (S. 119) nicht mehr umgehen zu können, solange sie ihren Komplex nicht losgeworden ist. Den aber hat sie inzwischen voll verinnerlicht: »ausschließlich Gläubiger, Hausherrn und Lieferanten haben es dahin gebracht, mich psychisch zu zerrütten.« (S. 120) Im Sanatorium trifft sie auf einige mehr oder weniger verkrachte Existenzen, die gemeinsam mit der Schreiberin alle möglichen und unmöglichen Pläne zur Finanzierung ihres Lebensstils schmieden. Dabei kommt es zu allerlei Intrigen, und natürlich sind die Misserfolge vorprogrammiert. Als der »alte Erbherr« endlich das Zeitliche segnet, türmen sich die Schwierigkeiten, an das Erbe zu gelangen, ins Unermessliche. Das Vermögen fällt viel geringer aus als erwartet. Schließlich macht die Bank, die es verwalten sollte, Bankrott, und der Schreiberin bleibt nur die Hoffnung, das Geld werde sie »doch noch respektieren lern(en)« (S. 187), da sie nun endlich selbst zu den Gläubigern gehört.

Die Einstellung der Figuren des Briefromans zum Geld sind keineswegs einheitlich. Die Witwe eines in Konkurs gegangenen »Baulöwen« betrauert den Verlust des »sauer verdiente(n) Geld(es)« (S. 129), und der Nationalökonom Dr. Lukas gibt ihr recht. Die Schreiberin aber widerspricht:

»Nein, sie ist vollständig auf dem Holzweg, weil sie an dem Geld gerade das Sauerverdiente so schätzt und hervorhebt. (...) Es kann auch auf sau-

erverdientem Geld kein Segen ruhen, es muß uns hassen, weil wir es an den Haaren herbeigezogen haben, wo es vielleicht gar nicht hinwollte, und wir müssen es hassen, weil wir uns dafür geschunden haben und im Gedanken an diese Schinderei noch voller Ressentiments sind. Es rächt sich auch immer (...).« (S. 129)

Früher kultivierte sie eine durchaus unkomplizierte Einstellung zum Geld, beachtete es gar nicht, ging mit »Optimismus« und »Todesverachtung« durchs Leben und verließ sich ganz auf »Wohltäter« (S. 116f.). Kurz: Sie hatte das Geld »entschieden ins Unterbewußtsein verdrängt«. Doch jetzt kommt sie zur Einsicht: »gerade das ist mein Verderben gewesen« (S. 116). In der Folge begann sie, das Geld »als ein persönliches Wesen aufzufassen«, das sich verselbstständigt und positiv oder negativ auf das Verhalten des Menschen reagiert:

Mit Ehrfurcht und Entgegenkommen könnte man es vielleicht gewinnen, mit Haß und Verachtung unschädlich machen, aber durch liebevolle Indolenz verdirbt man's sich vollständig mit ihm. Und das muß ich getan haben, ich ließ es kommen und gehen, wie es gerade kam und ging (...). Als ich dann merkte, daß es anfang, sich immer feindlicher gegen mich zu stellen, habe ich es gelockt, bin ihm nachgelaufen; aber es war schon zu spät – es wollte nicht mehr. (S. 116)

Offensichtlich kann der psychische Zusammenbruch nicht ausbleiben, wenn man in einer Welt, deren menschliche Beziehungen auf der Basis des Geldes geregelt werden, dieses notwendige Tauschmittel missachtet. Folgerichtig erkennt sie:

Nach meinem Gefühl wären fast alle Psychosen in erster Linie mit Geld zu heilen. Hätte der rebellische Pfarrerssohn [ein weiterer Insasse des Sanatoriums] Geld, so brauchte er weder zu seiner Familie zurück noch eine neue Weltanschauung, sondern würde sich nach Herzenslust amüsieren und (...) bald geheilt sein. (...) Aber das sieht wohl kein Nervenarzt ein, und es nützt ja auch nichts, wenn er es einsähe. Man kann nicht von ihm verlangen, daß er seine Patienten auch noch finanziert. (S. 123)

Einige Insassen der Heilanstalt scharen sich nun um die Schreiberin und machen sich mit großer Energie und den tollsten Einfällen daran, die unterschiedlichsten Quellen des Reichtums anzuzapfen: Gold- und Ölförderung sollen betrieben werden, die Gründung von industriellen Unternehmen als Aktiengesellschaften wird in Angriff



genommen, auch eine eigene Anstalt für den »Freudianer« fasst man ins Auge. In dieser Hinsicht persifliert Reventlows Roman ökonomische Vorgänge ganz auf der Höhe ihrer Zeit. Auch ihre eigenen Überlegungen und Handlungen stellt die Schreiberin sehr humorvoll dar. Eigentlich versucht sie nur deshalb mit allen Mitteln, in den Genuss der Erbschaft zu kommen, weil sie dann Ruhe vor den Gläubigern hat. Am Schluss, als sich die Erbschaft in Luft aufgelöst hat, ist sie fast erleichtert und überzeugt, von ihrem Geldkomplex geheilt zu sein, denn:

Ich gehöre jetzt selbst zu den Gläubigern – der verkrachten Bank natürlich – und das gibt dem Geld gegenüber einen ganz anderen Gesichtspunkt. Wer weiß, ob es mich nicht doch noch respektieren lernt, wie es eben nur Gläubiger respektiert, und auf ebenso unwahrscheinliche Weise wiederkehrt, wie es sich verabschiedet hat. (S. 187)

Die Einstellung der Schreiberin zur Handlung, zu dem darin verwickelten Personal und dem kulturellen Hintergrund, nicht zuletzt zu sich selbst, ist durchgehend von Ironie geprägt. Gerade die damals modische Psychoanalyse wird karikiert: Im Grunde genommen hat keiner der Bewohner des Sanatoriums wirklich eine psychische Krankheit, auch der Direktor will nichts anderes als an seinen vermeintlichen Patienten Geld verdienen. Ganz nebenbei gelingt es der Autorin, die Grundannahme der Freud'schen Psychoanalyse, »fast jeder Komplex beruhe auf verdrängter Erotik«, zu widerlegen: »Daß ich in der Verdrängung der ›Erotik‹ Erhebliches geleistet habe, konnte ich nun wirklich beim besten Willen nicht behaupten ... im Gegenteil, es wäre mir und meinen Finanzen sicher besser gewesen, ich hätte es mehr getan« (S. 141). An dieser Stelle wie im ganzen Roman zeigt sich, dass sich die Schreiberin eine überlegene Distanz zu ihren eigenen Obsessionen bewahrt hat. Folgerichtig erfindet sie wohlfeile Lebensweisheiten, etwa »wie könnte das Leben schön sein ohne die Geldfrage« oder »die wirklich rentablen Gemeinheiten kommen immer nur in Romanen vor« (S. 159f.); und sie weiß auch: »(...) kein Mensch glaubt an Erbschaften, die noch in der Luft hängen« (S. 137), woran sie sich allerdings genauso wenig hält wie Carpio.

In ihrem Roman schildert Franziska zu Reventlow – mehr oder weniger verschlüsselt – tatsächlich Erlebtes. In Ascona schloss die Autorin im Jahre 1911 einen Ehe-Kontrakt mit dem baltischen Baron Alexander von Rechenberg-Linten, durch den sie an eine Erbschaft

kommen wollte; doch das lange Warten nervte die Gräfin. Zu allem Überfluss wurde der Erbe überraschend aufs Pflichtteil gesetzt, und letztlich scheiterte ihr Unternehmen genauso wie im Roman durch einen Bankkrach im Tessin. Das Verfahren, Lebenswirklichkeit zu fiktionalisieren, ähnelt dem Karl Mays. Reventlow verteilt die turbulenten Ereignisse um ihre Scheinehe im Roman auf mehrere Figuren, vor allem auf die Schreiberin und den vermeintlichen russischen Fürsten Balailoff, der »zur allgemeinen Enttäuschung« in Wirklichkeit »nur Großgrundbesitzer« ist (S. 138). Die extreme Schwerhörigkeit und die Unbeherrschtheit des realen Barons, die die Verhandlungen mit den Behörden im Tessin erschwerten, werden im Roman in veränderter Form Balailoff zugeordnet. Er hat eine Braut ins Sanatorium mitgebracht; aber sein hektisches Gebaren, verstärkt durch die gänzlich fehlenden Fremdsprachenkenntnisse, hintertreibt die geplante Heirat.

Obwohl der Roman also autobiographisch gefärbt ist, zeigt die Figur der auf eine Erbschaft spekulierenden Hochstaplerin eine andere Mentalität als die Autorin. Eine so überlegene, ja nonchalante Distanz zu ihren Geldsorgen und den Versuchen, ihnen abzuhelfen, über die die Schreiberin verfügt, hat Franziska zu Reventlow keineswegs entwickelt. Die authentischen Briefe an ihre Freunde halten noch die Schwebelage zwischen Selbstmitleid und Selbstironie; sie sind zwar voll von Klagen über den schlechten Gesundheitszustand und die nie endenden Geldsorgen, doch werden die realen Ereignisse auf eine unnachahmlich lebendige und humorvolle Weise, teilweise in szenischer Darstellung mit Dialogen, erzählt, so dass man meint, auch hier einen amüsanten Roman zu lesen. In die Tagebucheinträge aber mischt sich mitunter ein bitterer Ton, der zwar Reventlows »doppeltes Verlangen nach Leben«<sup>12</sup> nicht zu ersticken vermag und doch die weitgehende Desillusionierung der Gräfin verrät.

#### 4

Es wurde schon gesagt, dass der leichte Ton, mit dem Franziska zu Reventlow in »Der Geldkomplex« sich selbst und ihr Leben persifliert, dem Roman Mays von der Stelle im 1. Kapitel ab, an der die Flüchtlinge bei Franzl ankommen (vgl. S. 42), völlig fehlt. Dies lässt sich besonders am Motiv der Legende bzw. des Mythos ablesen, das in beiden Romanen eine Rolle spielt. Der Erzähler in »Weihnacht!« spricht ganz ernsthaft von der *Folge des Rufes, in dem wir standen*,

*oder vielmehr der poetischen Legenden, welche sich besonders über Winnetou gebildet hatten, den man sich nicht anders als den stets bereiten Rächer allen Unrechtes und Schützer der Bedrängten denken konnte* (S. 219). Der letzte Teilsatz suggeriert zwar eine ironische Brechung des Mythos Winnetou und damit auch des Mythos Old Shatterhand. Doch der Kontext verrät das Einverständnis des Erzählers mit der ›poetischen Legendenbildung‹, und die Anlage des ganzen Romans zeigt, dass sie auch im Sinne des Autors ist.

Anders in ›Der Geldkomplex‹: Auch hier wird an einer Stelle davon gesprochen, die Protagonistin und ihr »Gemahl« seien für die Bewohner der Stadt »mythische Persönlichkeiten und ungeheuer populär« (S. 172); aber der engere Kontext beweist, dass sich die Schreiberin über die Wirkung, die sie mit ihrem Scheingemahl auf die Öffentlichkeit ausübt, lustig macht. Der ganze Roman zeugt davon, dass sich auch die Autorin über die Resonanz amüsieren konnte, die ihr freizügiger, erotischer Lebensstil und der Versuch, aus der Geschlechterhierarchie auszubrechen, bei der pruden und engstirnigen patriarchalischen Umwelt fanden.

## 5

Karl May wollte mit den phantastischen Geschichten zweifellos zunächst nur sein eigenes, durch die abgebrochene Lehrerlaufbahn, die Straftaten und Haftzeiten gestörtes Seelenleben stabilisieren. Die literarische Stilisierung seines Lebens schlug jedoch sehr bald in den Versuch um, die Fiktion auch vor der Öffentlichkeit für tatsächlich Erlebtes auszugeben. In den Romanen ließ er immer deutlicher durchblicken, er, Karl May, sei mit seinen Helden identisch. Ein Höhepunkt dieser Entwicklung war »»Weihnacht!««, in dem nicht nur die heimatlichen Schauplätze des 1. Kapitels dem Leser Autobiographisches vorspielten, sondern an drei Stellen sogar der bürgerliche Name des Autors genannt wird (S. 7, 9, 18). In der Realität entsprach dem der Versuch, die erträumten Heldentaten seinem wirklichen Leben einzuschreiben und den Zeitgenossen die Hauptfigur seiner Phantasie leibhaftig vor Augen zu führen, ein Unternehmen, das als so genannte Old-Shatterhand-Legende bekannt ist. Dies ging so weit, dass May schließlich zeitweise zwischen Fiktion und Wirklichkeit selbst nicht mehr recht unterscheiden konnte.

Durchaus anders liegt der Sachverhalt bei Franziska zu Reventlow. Ein Freund der Protagonistin in ›Der Geldkomplex‹ konstatiert süf-

fisant: »Sie leisten geradezu Hervorragendes in der Verdrängung alles dessen, was Ihnen nicht paßt.« (S. 151) Das trifft zwar auf die fiktive Figur zu, ist aber das genaue Gegenteil dessen, was die reale Franziska zu Reventlow tat: Sie übernahm nicht nur ungeliebte Tätigkeiten, um zu Geld zu kommen; sie scheute auch keinen Streit mit Behörden und Gerichten, etwa um sich die freie Erziehung ihres Sohnes zu sichern, und kämpfte ihr ganzes Leben lang bewusst um die Verwirklichung ihrer Vorstellungen von einem selbstbestimmten, erfüllten Dasein. Auch setzte sie sich mit der Frauenbewegung auseinander, deren Ziele sie für sich persönlich ablehnte. Ihr Weiblichkeitsentwurf war ein anderer, und sie umschrieb ihn in Schriften wie ›Das Männerphantom der Frau‹: »Das Weib, mag es geistig hoch oder tief stehen, normal oder ›exzeptionell‹ veranlagt sein, seinem physischen Bau nach bleibt es doch immer zur Mutter geschaffen (...).«<sup>13</sup> In ›Viragines oder Hetären?‹ äußert sie die Hoffnung: »Vielleicht entsteht noch einmal eine Frauenbewegung (...), die das Weib als Geschlechtswesen befreit, es fordern lehrt, was es zu fordern berechtigt ist, volle geschlechtliche Freiheit, das ist, freie Verfügung über seinen Körper, die uns das Hetärentum wiederbringt.« Wobei sie daran erinnert, dass die Hetären der Antike »freie, hochgebildete und geachtete Frauen« waren, die »am geistigen Leben der Männer mit teilnahmen.«<sup>14</sup> In ›Der Geldkomplex‹ (S. 123f.) wird diese Haltung satirisch übersteigert, als die Protagonistin mit einer Medizinstudentin über deren »Steckenpferd, (...) das weibliche Gehirn« diskutiert. Der Forderung des »verblendete(n) Mädchen(s)« nach einer wissenschaftlichen Betätigung für Frauen hält sie entgegen, »daß wir überhaupt zu keiner ernstlichen Tätigkeit taugten, nicht einmal zum Schneidern und Kochen, denn jeder Schneider oder Koch macht es immer noch besser. Und die sogenannte geistige Arbeit ist vollends ruinös und schrecklich.« Sie selbst lasse sich bei ihrer schriftstellerischen Arbeit allein vom »Gedanke(n) an das Honorar« leiten, was im Wesentlichen auch für die Autorin Reventlow galt. Die Äußerung ihrer Meinung in dem Roman gipfelt in dem Geständnis: »Nein – ich glaube unbedingt an den Schwachsinn des Weibes«, womit sie offenbar auf den Titel des im Jahre 1900 erschienenen, Aufsehen erregenden Buches ›Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes‹ von Paul Julius Möbius anspielt.

Beiden Autoren, May wie Reventlow, gemeinsam ist das Fehlen jeglichen politischen Bewusstseins; sie interessierten sich nicht für die ökonomischen oder sozialen Bedingungen von Armut und Reichtum. Dies spiegeln ihre Romane wider, in denen eng umgrenzte Modelle entworfen werden, die nur die Symptome der Not, in der sich die Protagonisten befinden, lindern können, nicht aber die historisch und gesellschaftlich bedingten Ursachen hinterfragen. In keiner der beiden Geschichten wird die ihnen immanente sozialpolitische Brisanz fruchtbar gemacht, und nicht einmal ansatzweise entwerfen sie ein Programm zur Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse; vielmehr bleiben die Probleme auf den rein privaten Bereich beschränkt, und folgerichtig werden ausschließlich private Lösungen angeboten.

Zumal Karl May bleibt völlig den konservativen Werten und Normen verhaftet, die ihm in Elternhaus, Schule und Lehrerseminar eingeprägt wurden. In »Weihnacht!« werden Geld und Gold nur dann nicht verteuert, wenn sie redlich – und in nicht zu großen Mengen! – erworben sind und als Mittel, christliche Barmherzigkeit zu üben, Verwendung finden. In der Jugendgeschichte ist Geld bloß dazu da, unter Ausnutzung aller sich bietenden – legalen – Vorteile Lebensbedürfnisse zu befriedigen, vor allem aber in Not geratenen Menschen zu helfen; über das Zustandekommen von Geldwert und Geldkurs wird nicht weiter nachgedacht. Das Fehlen jeder Einsicht in die gesellschaftlichen Hintergründe verträgt sich natürlich mit der vom Erzähler eingenommenen Schülerperspektive, über die sich der Leser amüsieren mag. Wenn May aber am Ende seines Romans mit den Geschenken für alle ›Guten‹ eine zwar bescheidene, doch zufriedenstellende Zukunft als Lösung der Probleme darstellt, dann bedient er nur triviale Glücksvorstellungen, seine eigenen und die seiner Leser, die unter den Bedingungen einer entwickelten kapitalistischen Gesellschaft höchst naiv anmuten.

Franziska zu Reventlow durchbrach zwar die ihr vom Elternhaus zuge dachte Frauenrolle, die mit den berüchtigten ›drei Ks‹ – Kinder, Küche, Kirche – umschrieben werden kann; aber ihr weiteres Leben ist doch eher als Ausdruck einer bloßen Protesthaltung, verbunden mit einem rein subjektiven und wenig reflektierten Drang nach ›Freiheit‹, zu verstehen, die für die abgelehnte Unterwerfung unter eine konservativ-rigide Moral nur eine totale Unbehaustheit eintauschte, die sich in ihren vielen kurzfristigen Beziehungen zu Männern und –

meiner Ansicht nach ganz besonders symptomatisch – in den häufigen Wohnungswechselln ausdrückte.<sup>15</sup>

Im Roman ›Der Geldkomplex‹ ist die Einstellung zum Geld differenzierter gestaltet als bei May. Geld spielt eine ungleich ›modernere‹ Rolle, zumindest was die Ziele einiger Mitinsassen im Sanatorium angeht. Diese wollen einfach nur reich werden, ohne dass der Leser erfährt, was sie eigentlich mit den erhofften Gewinnen anzufangen gedenken; wahrscheinlich wissen sie es selbst nicht, und das Geld wird zum reinen Selbstzweck. Für die Protagonistin dagegen dient das Geld zwar in ähnlich ausschließlicher Weise wie in Mays Roman der Erfüllung privater Wünsche, z. B. nach einem Leben in völliger Unabhängigkeit. Doch aufgrund ihrer Lebenseinstellung und -erfahrung verfährt Franziska zu Reventlow, anders als Karl May, auch mit den pekuniären Problemen der Heldin zweifellos originell und, in ihrer Illusionslosigkeit, ebenfalls ›modern‹. Scheint diese am Ende wenigstens von ihrem Geldkomplex geheilt zu sein, weil sie sich zum ersten Mal in ihrem Leben als – wenn auch mittelloser – Gläubiger fühlen darf, so macht die Autorin damit doch umso deutlicher, dass sich an dem von ewigen Geldsorgen beherrschten Leben nichts ändern wird. Und die darin eingeschlossene ›Glücksvorstellung‹ ist eine parodistische. Gewiss – wer möchte bestreiten, dass ein unter Geldnot leidender Gläubiger weniger bedauernswert ist als ein unter Geldnot leidender Schuldner? Doch der ›Geldkomplex‹ ist letzten Endes unheilbar!

1 Karl May: Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XXIV: »Weihnacht!« Freiburg 1897; Reprint Bamberg 1984 (Seitenangaben im Text nach dieser Ausgabe).

2 Franziska zu Reventlow: Der Geldkomplex. In: Dies.: Sämtliche Werke, Briefe und Tagebücher. Band 2: Romane 2. Hrsg. von Andreas Thomasberger. Oldenburg 2004, S. 113-187 (Seitenangaben im Text nach dieser Ausgabe).

3 Katharina von Hammerstein: Politisch ihrer selbst zum Trotz: Franziska zu Reventlow. In: Deutschsprachige Schriftstellerinnen des Fin de Siècle. Hrsg. von Karin Tebben. Darmstadt 1999, S. 290-312 (294).

4 Franziska zu Reventlow: Sämtliche Werke, Briefe und Tagebücher. Band 4: Briefe 1890 bis 1917. Hrsg. von Martin-M. Langner. Oldenburg 2004, S. 593.

5 Ebd., S. 593.

6 Franziska zu Reventlow: Sämtliche Werke, Briefe und Tagebücher. Band 3: Tagebücher 1886 bis 1910. Hrsg. von Brigitta Kubitschek. Oldenburg 2004, S. 426.

7 Ebd., S. 453.

8 Ebd., S. 455.

9 Ebd., S. 457.

10 Vgl. Martin Lowsky: Problematik des Geldes in Karl Mays Reiseerzählungen. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 1978. Hamburg 1978, S. 111-141. Lowsky versucht, aus der Verwendung des Geld-Motivs und vor allem seiner Verbindung mit

dem Motiv ›Weihnacht‹ ein »frühkindliche(s) Erlebnis« (133) des Autors zu rekonstruieren, das für May traumatische Bedeutung gehabt habe.

- 11 Dieter Sudhoff/Hans-Dieter Steinmetz: Karl-May-Chronik. Band I 1842-1896. Bamberg/Radebeul 2005, S. 421.
- 12 Reventlow: Tagebücher, wie Anm. 6, S. 311.
- 13 Franziska zu Reventlow: Das Männerphantom der Frau. In: Dies.: Sämtliche Werke, Briefe und Tagebücher. Band 5: Gedichte, Skizzen, Novellen, Sonstiges. Hrsg. von Baal Müller. Oldenburg 2004, S. 204.
- 14 Franziska zu Reventlow: Viragines oder Hetären? In: Dies.: Sämtliche Werke, wie Anm. 13, S. 218.
- 15 Zu Reventlows zahlreichen Wohnungswechseln vgl. Günter Goepfert: Mit der ›tollen Gräfin‹ quer durch Schwabing. Vor hundert Jahren wurde Fanny Gräfin zu Reventlow geboren. Münchner Stadtanzeiger. 21. 5. 1971. In: Über Franziska zu Reventlow. Rezensionen, Porträts, Aufsätze, Nachrufe aus mehr als 100 Jahren. Hrsg. von Johanna Seegers. Oldenburg 2007, S. 192-196.